



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmitthenner, Adolf: Der Wildfang : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Monate gelebt.“ Er starb nämlich gerade ein Jahr vor dem Kaiser, 1557. Sehr geistreich sind die Bemerkungen über die Frauen in Mailand, Florenz und Rom, in Paris und England, so erstaunlich konkret, daß man denkt, sie müßten auch alle so richtig sein wie die eine über die Schönheit der englischen Kinder, wozu dem Leser ohne weiteres Bilder von Joshua Reynolds einfallen werden. Am schlechtesten kommen die französischen Frauen weg, wie denn überhaupt Stendhal wohl von sämtlichen Schriftstellern seinen Landsleuten die stärksten Dinge gesagt hat. Davon handelt Rüttenauers reichhaltige und lebhaft einkleitende, in der nur die Posaunenstöße auf Nießsche komisch stark vorzuklingen. Bei etwas weniger Gebläse wären sie auch noch hörbar gewesen.



Der Wildfang

Von Adolf Schmitthenner

(Schluß)



Der folgende Tag war trüb und windig. Vom frühen Morgen an war es in der Stadt lebendig, und als es neun Uhr schlug, waren die Gassen und Straßen, durch die Valentin geführt werden sollte, auf beiden Seiten an den Häusern hin durch dicke Streifen harrender Menschen eingefast. Die Leute warteten still, ohne zu sprechen, wie man in der Kirche wartet. Wenn zwei zusammen redeten, dann thaten sie flüsternd; von den schlimmen Zeiten erzählten sie sich, daß das Wasser im Schloßgraben am Geburtstag der Kurfürstin blutrot ausgesehen habe, und daß der schauerliche Ausgang der Lustbarkeit in Mord und Brand nichts Gutes bedeute für die Pfalz und für Heidelberg. Die Gemüter waren gedrückt, und die Angesichter voll Traurigkeit, und wenn zwei miteinander von Valentin und Gerwig redeten, traten ihnen Thränen in die Augen.

Ich hatte meinen Platz da, wo die Gaspelgasse in die Hauptstraße mündet, und konnte von meinem Standort sowohl die Straße gegen das Rathaus zu als auch das Turmpfortlein im Auge behalten.

Um neun Uhr fing die Armesünderglocke zu läuten an. Die zusammen geredet hatten, brachen das Gespräch ab. Die Glocke klang fest und sicher wie sonst. Aller Augen waren nach der Richtung gewandt, von wo der Zug erwartet wurde.

Etwa eine Viertelstunde mochte es geläutet haben. Da hörte man ein Ge-flüster heranzuschauen: Er kommt! Ich beugte mich vor und sah den Meister Hans, der langsam dem Zuge voranschritt. Er war im scharlachroten Wams und hatte das Rad, mit dem meinem armen Gesellen die Glieder gebrochen werden sollten, über die Schulter gelegt. Hinter ihm fuhr der Karren, von zwei schwarzen Rossen gezogen. Zwei Knechte, von denen einer das Gespann lenkte, saßen nach vorn. Sonst konnte ich nichts sehen. Langsam kam der Zug näher. Der Henker hatte die Kirche erreicht. Jetzt hörte es zu läuten auf. Gleich darauf saß jemand

von hinten meine Hand. Es war Kunigunde. Sie hatte ein Tuch um den Kopf geworfen, sodaß ihr Gesicht fast verhüllt war, und ihre Hände waren im Kleid verborgen.

Weiter vor! flüsterte sie.

Wir drängten uns leise durch. Niemand wehrte uns. Wir standen in der vordersten Reihe.

Und jetzt fuhr der Karren langsam heran und an uns vorbei. Valentin saß auf dem zweiten Brett, nach hinten gewandt. Der Oberkörper war nackt, die Augen waren verbunden, die Hände auf dem Rücken gefesselt, Arme und Beine mit Seilen an den Karren geschnürt.

Es wurde mir schwarz vor den Augen.

Da spürte ich einen Stoß. Kunigunde war hinausgesprungen auf die Straße. Sie stand hinter dem Karren, sie schlang die Arme um Valentin, sie schrie mit überschwenglicher Stimme: Ich begehre dich zum Ehegemahl! Ich sah etwas in ihrer Hand blitzen. Sie hatte die Seile durchschnitten an Füßen und Armen, auf der rechten, auf der linken Seite, und jetzt zwischen den Händen, sie riß die Binde von seinen Augen. . . . Valentin fiel vom Karren, sie fing ihn in ihrem Schoße auf, sie half ihm in die Höhe, sie hob ihr Tuch, das von ihrer Schulter auf den Boden gefallen war, und hüllte es um seine Blöße; dann schlang sie wiederum die Arme um ihn und rief schluchzend: Vergieb mir!

Ihre Haare hatten sich aufgerollt und wogten wie ein Schleier um sie und ihren Liebsten hinab. Die Pferde waren scheu geworden und bäumten sich in den Zügeln; der Henker hatte sein Rad hingeworfen und suchte mit den abgesprungenen Knechten die Rosse zu bändigen. Die Volksmenge aber, die in atemloser Spannung dem Vorgang zugeschaut hatte, erhob ein Toben und Jauchzen, ein Freudengeschrei sondergleichen.

In die Kirche! In die Kirche! Dort steht ja der Pfarrer; der soll sie trauen! So riefen zwei, ein Dutzend, fünfzig Stimmen. Das Volk drängte auf die Kirchthüren zu. Ich weiß nicht, wer sie öffnete: sie stunden auf, und die Menge stutete hinein.

Margarete hatte sich durch den Strom gedrängt, sie war vor ihrer Gespielin zu Boden gesunken und küßte ihr ohne Aufhören die Hände. Einer aus der Menge hatte sein Wams ausgezogen, und sechs, acht Hände weiteten, ihn dem Befreiten anzulegen. Valentin selbst stand und schaute um sich, wie wenn er von all dem nichts verstünde. Er ließ sich hierhin, dorthin ziehen, sich die Hände schütteln und schaute mit großen Augen, ohne ein Wort zu sagen, einen jeden an, der mit ihm redete. Aber als der Henkerkarren an ihm vorbeigeführt wurde unter den Hohnrufen und Spottreden des Volkes, da atmete er tief auf und wandte sich zu Kunigunde, faßte sie bei der Hand und sagte: Nun weiß ich, daß alles Wahrheit ist!

Unterdessen waren viele von den Zuschauern in die Kirche geströmt, wo sie ungeduldig das Paar erwarteten. Andre waren außen geblieben und bildeten einen Kreis um uns. Auch die Studenten, denen Kunigunde und Valentin auf dem Ager Bescheid gethan hatten, standen in der Nähe und schauten mit Teilnahme auf das Paar.

Aller Augen wandten sich jetzt gegen den Marktplatz hin. Macht Platz! mahnten sich die Leute und traten auseinander, um dem kurfürstlichen Amtmann, seinen Schöffen und dem Geistlichen, der Valentin hatte zum Tod geleiten sollen, Raum zu schaffen. Diese waren durch den Tumult und das Gedränge der von allen Seiten herzuwühlenden freudebewegten Menschen auf die Seite geschoben worden und konnten jetzt erst herzutreten, nachdem der größere Teil der Leute, um von

dem bevorstehenden rührenden Schauspiel nichts zu versäumen, voraus in die Kirche geströmt war.

Der Amtmann schaute die Jungfrau von Kopf zu Füßen an und fragte:

Ist es Euer fester Wille, daß Ihr den Valentin Herbert, der dem Nachrichten übergeben war, zu Euerm Ehegemahl begehrt?

Runigunde hatte Valentins Hand ergriffen. Sie schaute den Amtmann mit vollem Blick an und sagte: Ja.

Die Hand des Henkers hat auf ihm geruht; wißt Ihr, daß sein Weib und seine Nachkommen auf Kind und Kindeskind unehrlich sind?

Ich weiß es, sagte sie mit fester Stimme.

Da wandte sich der Amtmann an Valentin:

Herbert, Ihr könnt gehn, wohin Ihr wollt, Ihr seid frei. Dann sagte er zu dem Pfarrer, der an seiner Seite stand:

Das Gericht hat nichts dawider, daß Ihr sie sofort zusammen gebt.

Folgt mir in die Kirche! sagte der Pfarrer, ging einige Schritte voran und schaute wartend zurück. Eine Mädchenhand legte Runigunde einen Kranz auf das Haupt; eine andre steckte einen Strauß in Valentins Wams. Gott weiß, wo die Blumen herkamen. Dann setzte sich der Zug in Bewegung. Ich ging als Ehrengesell an Valentins Seite. Unter der Kirchthür erhielt ich einen Strauß in die Hand gedrückt. Margarete war Runigundens Ehrenjungfer. Auch sie trug ein Kränzlein, bevor sie noch zwischen die Säulen trat. Nach uns kamen die Studenten, je zwei und zwei, und dann die übrigen Leute, so viele ihrer noch auf der Straße waren. Den Schluß bildeten der Amtmann und die Schöffen, und als letzter trat der Büttel in die Kirche.

Die Leute, die auf den Bänken zur Rechten vom Hauptgang und zur Linken Platz genommen hatten, standen von ihren Sitzen auf, während das Paar an ihnen vorüberschritt. Als die beiden vor dem Altar stehend durch ihr Ja einander eheliche Liebe und Treue zugelobten, wurden mehr Augen feucht, als wohl je bei einer Hochzeit in dieser Kirche geschehn war; als der Pfarrer den Segen über die Knieenden sprach, war eine solche Stille, daß jeder sein Herz klopfen hörte, und als die Feier vollendet war, ging ein Rauschen der Freude durch die Kirche.

Runigunde blieb auf ihren Knieen, ihr Haupt sank auf die Brust, ihre gefalteten Hände zitterten, und ihre Lippen bewegten sich im Gebet. Valentin aber stand hastig auf, wie wenn er auf diesen Augenblick in qualvoller Spannung gewartet hätte, wandte sich nach mir um und fragte schier heftig:

Sag mir die Wahrheit, bei der Treue, die wir uns geschworen haben: war Gerwig schuldig?

Ich trat einen Schritt zurück und zog meine Hand aus der seinen.

Valentin, sagte ich, du solltest ihn nicht nennen in dieser Stunde.

Er schaute auf meine Hand, die ich von der seinen entfernt hatte, dann sah er mir spähend ins Gesicht und sagte: Ich war sinnlos gewesen; vor dem Altar bin ich erwacht. Da sah ich ihn, wie er mich anschaute mit seinem letzten traurigen Blick. Ich hab an ihn gedacht und nur an ihn während ich kniete, bei Gott, nicht an mein Weib. Und jetzt will ich nur eins wissen: ist er zum Judas an mir geworden?

Ach, Valentin, sagte ich, und das Herz wurde mir grimmig und weich, du hast vorschnell gerichtet. Die Lüge, die er dir sagte, war seine einzige Sünde gegen dich; denn daß er toll wurde vor Ingrim, das habt ihr gemacht, ihr habt wie thörichte Kinder das Feuer angezündet. Aber er hat sogleich bereut, was er gethan hat, und sein letztes Thun und sein letztes Denken war, euch zu retten. Er hat ein Pferd für euch verschafft und bereit gehalten, hat dein Geld geholt und

daß seine dazugepackt und hat alles zu eurer Flucht gerichtet. Und als er sterbend in meinen Armen lag, da war euer Glück sein letztes Gebet.

Während ich redete, wurden Valentins Augen größer und größer, und so viel Entsetzen starrte daraus, daß es mir zu grauen anfing. Ich bereute meine Worte, während ich sie sprach, aber ich konnte nicht anders, ich mußte alles sagen.

Er sah mich noch immer an mit den weit geöffneten Augen, als ich schon schwieg.

Valentin! sagte ich und ergriff ihn am Arm. Da kam aus seiner Brust ein Schmerzenslaut wie der Klang eines brechenden Herzens.

Jetzt stand auch Kunigunde auf. Sie hatte den Seufzer vernommen, und als sie uns beisammen sah, da mochte sie erraten, wovon wir redeten. Sie trat herzu und schaute ihrem Gatten in schmerzlicher Spannung ins Angesicht. Er schaute sie an voll unsäglicher Traurigkeit. So war der erste Blick, den die Gatten miteinander tauschten.

Es wurde laut in der Kirche. Die Leute erwarteten das Paar. Geht! geht! drängte Margarete. Die in den Bänken schoben sich dem Gange zu, um uns vorübergehn zu sehen.

Valentin nahm sein Weib und ging mit ihr langsam dem Ausgang zu. Sein Arm zitterte wieder wie damals im Walde, und seine Augen ruhten auf ihr mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Wehmut und Zärtlichkeit. Kunigundens Antlitz war starr geworden, aber ihre Augen spähten nach jeder Faser in des Gatten Angesicht.

Hinter dem Ehepaare gingen Margarete und ich. Dann kamen die Studenten, als erster hinter uns Herr Martin Dpiß aus Schlesien.

Wir waren unter die Orgelempore getreten. Unter der Turmpforte standen der Amtmann und die Schöffen. Die Herren traten zur Seite, um den Zug vorüber zu lassen.

Unter der Thür blieb Valentin stehn und wandte sich zu dem Amtmann. Kunigunde zuckte zusammen. Valentin sah dem Amtmann ins Gesicht, wie wenn er etwas sagen wollte. Dann lehnte er sich rasch seiner Gattin zu, faßte sie an den Händen, schaute ihr in die Augen und sagte: Du hast gethan, was du thun mußt; laß mich thun, was ich thun muß.

Ein triumphierendes Licht strahlte aus ihren Augen, dann füllten sich diese Augen langsam mit schweren Thränen. Ein trunkenes Entzücken kam und schwand in Valentins Angesicht. Du Hohe! Starke! Tapfre! sagte er leise. Er legte seine Hände auf ihre Achseln und schaute sie lange innig an. Dann schloß er sie in die Arme, küßte sie auf den Mund und schluchzte: Lebewohl, herzliebes Gemahl!

Im nächsten Augenblick kniete er auf der Schwelle vor dem Amtmann, zog den Hochzeitsstrauß aus der Brust, legte ihn neben sich nieder auf den Boden und sagte mit leiser aber fester Stimme:

Ich bitte um mein Recht. Ich habe meinen Herzbruder erschlagen, der es treu mit mir gemeint hat. Ich will gerichtet sein.

Es war totenstill geworden.

Der Amtmann sah Kunigunde an. Mit einem Blick voll schmerzenreichen Stolzes schaute sie auf den Knieenden. Dann lief ein Bittern über ihren Leib. Sie öffnete den Mund wie zu einem Schrei, aber sie blieb stumm und senkte das Haupt. Mit bebenden Fingern löste sie den Hochzeitskranz aus ihrem Haar und ließ ihn zur Erde gleiten. Dann trat sie von ihrem Gatten zurück und legte sich still weinend an Margareten's Brust.

Steht auf! sagte der Amtmann, und seine Stimme zitterte. Euer Recht soll Euch sein. Ihr sollt gerichtet werden.

Da drängte sich der Student an mir vorbei, der auf dem Ager die Brauteleute als künftige Schlesier willkommen geheißen hatte, Martin Opitz aus Bunzlau. Er verneigte sich vor dem Amtmann und sagte: Gnädiger Herr, gewährt mir und meinen Kommilitonen eine Bitte. Verschont ihn mit dem Rade! Schenkt ihm die Gnade des Schwerts!

Nicht das Rad! das Schwert! murmelte es vielstimmig hinter ihm.

Der Amtmann schaute seine Schöffen an und nickte. Die Bitte sei gewährt! sagte er. Dann wandte er sich an den Büttel, der hinter ihm stand: Geht und holt den Meister Henker!

Da löste sich Kunigunde aus den Armen der Gespielin. Sie kniete neben ihren Vatten, hob ihr thränenüberströmtes Antlitz zu dem Amtmann empor und sagte:

Auch ich habe eine Bitte, gnädiger Herr. Erspart meinem Vatten den Narren! Laßt ihn als einen freien Mann auf seinen eignen Füßen gehn! Blößt seinen Leib nicht! Laßt ihn aus seinen Augen schauen! Und noch eins, das letzte: Laßt mich, sein ehelich Weib, an seiner Seite gehn!

Der Amtmann murmelte: Gewährt! Gewährt! beugte sich nieder und hob die Weinende auf.

Auch Valentin erhob sich jetzt.

Die Umstehenden waren erschüttert. Die weiter hinten warteten und nichts gehört hatten, fragten ungeduldig, was sei, und als sie es vernommen hatten, drängten sie dem Ausgange zu. Die Einzelnen gingen still an uns vorbei. Die meisten thaten Valentin ein Liebes an; sie drückten seine Hand, sie berührten seine Schulter, aber keiner sagte ein Wort.

Auf die Straße gelangt stellten sich die Leute wieder in langer Reihe an den Häusern hin, von der Kirche an die Vorstadt hinaus. Der Meister zeigte sich; er trug das entblößte Schwert auf der Schulter und sah mit einem auffordernden Blicke zur Thür herein. Der Amtmann machte eine Gebärde, die zum Aufbruch mahnte.

Da trat Kunigunde noch einmal vor ihn hin und sagte: Gnädiger Herr, Ihr habt mir erlaubt, mein Gemahl zur Nichtstatt zu geleiten; so habt Ihr mich meines Amtes entbunden. Wer soll nun meinem Eheherrn die Glocke läuten?

Das soll der Büttel thun, sagte der Amtmann und schaute hinter sich. Dienstbestiffen kam der Büttel herbei.

Der nicht! rief Valentin, und Kunigunde winkte ein helläugiges Bublein heran, das draußen vor der Thür stand und den Henker betrachtete.

Erlaubt! sagte sie zum Amtmann, und dann fragte sie das Bublein: Nicht wahr, du läutest gern?

Der Knabe sagte: Ja.

Wenn du die Treppe hinaufkommst, findest du ein helles, weites Gemach, gleich über der Orgel. Viele Seile hangen herunter. Darunter ist ein dünnes schwarzes. An dem darfst du läuten. Ziehe von hoch oben bis tief hinunter, und thuns so ruhig und ebenmäßig, als du nur immer kannst, damit es schön klinge, und mein Vater droben meine, ich sei es selbst. Es ist ein heiliges Werk, einem armen Menschen den Gottesgruß zum Geleit zu geben. Das bedenke! Sobald du droben bist, läute!

Der Knabe sah sie ernsthaft an mit großen Augen.

Wie lange soll ich läuten? fragte er.

Du hast in der Schule den einundneunzigsten Psalm gelernt, der da anhebt: Wer unter dem Schirme des Höchsten sitzt . . .

Der Knabe nickte.

Grenzboten III 1901

Den sage langsam und andächtig, während du läuteſt. Laut wirſt du nicht thun können; thuſ in Gedanken!

Das Büblein nickte.

Wenn du fertig biſt, ſag ihn zum andernmal und zum drittenmal. Dann ſind wir am Speierer Thor angelangt, die Glocke iſt heiß geworden, und du wirſt müde ſein. Eine ganze Viertelſtunde darſt du jetzt ausruhn, aber nicht länger. Dann ſind wir am Hochgericht angelangt. Iſt die Viertelſtunde vorbei, ſo fängſt du wieder an zu läuten.

Wie lange ſoll ich dann läuten? fragte der Knabe.

Kunigunde ſchluckte und ſagte mit erſtickter Stimme: Biſt du müde biſt.

Sie ſenkte einen Augenblick das Haupt, aber als das Bübchen fortreiten wollte, rief ſie es zurück und fragte ihren Gatten: Haſt du ſeinen Lohn bei dir?

Valentin ſchüttelte das Haupt und ſagte: Ich habe nichts.

Ich griff nach meinem Beutel, aber der Amtmann hatte Valentin ſchon einen Gulden gereicht. Den erhielt der Knabe aus meines Herzbruders Hand.

Nun verzieht noch einen Augenblick, daß ich mich ordentlich mache zu meinem Ehrengange, ſagte Kunigunde. Sie trat auf die Seite in einen dunkeln Winkel der Kirche und kam alſobald wieder zurück. Sie hatte ihr Haar aufgeſteckt, wie ſie es ſonſt zu tragen pflegte.

Sie ſchaute ſich im Kreiſe um und ſagte: Es iſt das einzige mal, daß ich mit meinem Gatten durch die Straße gehe: da ſollte ich eine Haube haben, wie ſie die Ehefrauen tragen, wenn ſie mit ihrem Manne ausgehn. Will eine von den Frauen ſo gut ſein und mir ihre Haube leihen?

Fünf, ſechs Hauben wurden ihr entgegengeſtreckt.

Kunigunde zögerte und ſagte: Aber ihr werdet ſie nicht mehr tragen wollen, wenn ſie auf dem Haupte eines unehelichen Weibes geſeſſen hat?

Nimm! nimm! riefen die Frauen, und die zugeſtreckten Hauben ſchüttelten ſich.

Da nahm Kunigunde die nächſte und ſagte: Nun denn, in Gottes Namen!

Jetzt ſing die Glocke an zu läuten. Kunigunde horchte und nickte beſriedigt.

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung.

Der Wind jagte zerriffene Wolken über den Himmel hin. Bald war es düſter auf den Straßen, bald glißerte alles im Sonnenschein.

Der Meiſter Henker ging voraus, hinter ihm ſeine Knechte. Dann kamen Valentin und Kunigunde. Ihnen auf dem Fuße folgten Margarete und ich, denn es war uns beiden eine ſelbſtverſtändliche Sache, daß wir mit hinausgingen. Dann folgten der Geiſtliche und die Herren des Gerichts.

Valentin ging zuerſt geſenkten Hauptes, aber bald richtete er ſich auf und blickte frei. Kunigunde ging mit gehobner Stirn. Die Frauenhaube, das Zeichen ihrer eheweiblichen Würde, trug ſie in der Linken. Wenn das Nichtſchwert auf der Schulter des Meiſters blühte, dann leuchtete zugleich die goldne Flechtenkrone auf Kunigundens Haupt.

Zuerſt ſchauten die Leute von rechts und links ſchweigend her. Dann und wann hörte man unterdrücktes Weinen. Als aber ein alter Mann gerufen hatte: Gott zum Geleit! wurden die Reißen laut und lebendig. Die Leute winkten mit Tüchern, ſie drückten ihm und ihr die Hand, ſie riefen Valentin Abſchiedsworte zu und gute Sterbeſprüchlein aus der Schrift; und je weiter wir kamen, deſto lauter wurde das Weinen und Wehklagen. Zwiſchen hinein hörte man den Ruf: Die Pfalzgräfin! Aber nicht im Spott wurde es gerufen, ſondern in zärtlicher Liebe und Bewundrung.

Valentin und Kunigunde hatten ſich an den Händen geſaßt: ſie grüßten nach rechts und links und ſchauten ſich liebevoll an und redeten freundlich miteinander.

Als wir zum Speierer Thor hinausgetreten waren, hörte das Getümmel auf. Auch die Glocke war verstummt. Hinter uns lag die Stadt im Schatten einer düstern Wolke, aber auf uns brannte die Sonne. Es war ein langer heißer Weg durch die Weingärten. Ich sah, wie Valentin unsicher wurde; er stolperte und wankte und ließ den Kopf sinken. Da redete Kunigunde still auf ihn ein. Ich trat näher, um zu hören, was sie sagte: es waren die Worte des einundneunzigsten Psalms.

Als wir an dem Galgenstein angelangt waren, hatte die Glocke wieder zu läuten begonnen. Sie fielen einander um den Hals und hielten sich lange umschlungen. Endlich rissen sie sich voneinander los.

Schau nicht zurück! bat er sie.

O, ewig, ewig! erwiderte Kunigunde.

Noch einmal Aug in Auge. Dann wandten sie sich zu gleicher Zeit um. Er stieg die Treppe hinauf, und sie ging, von Margarete begleitet, nach der Stadt zurück.

Er stand auf dem Hochgericht, hielt die Hand über die Augen und schaute ihr nach. Als sie hinter einer Hecke verschwunden war, und er sie nicht mehr sehen konnte, zog er den Wams aus, hob ihn in die Höhe und rief: Ist der Mann da, der mir seinen Wams geliehn hat? Er wartete eine Weile. Als keine Antwort kam, warf er den Wams in die Menge hinunter und rief: Gebt ihn dem Mann und sagt ihm meinen Dank!

Dann suchten seine Augen mich.

Als sie mich gefunden hatten, rief er: Herzbruder! Grüße den Meister und deine Margarete! Grüße mein Weib! Grüße sein Grab!

Herzbruder! rief ich hinauf.

Valentin kniete jetzt nieder neben dem Pfarrer und hörte auf dessen Gebet. Dann stand er auf und reichte dem Geistlichen und dem Henker die Hand. Seine Augen grüßten mich noch einmal. Darauf kniete er nieder und legte den Kopf auf den Block.

Der Henker ließ sein Schwert im Sonnenschein funkeln. Das Eisen war so lauter und blank wie damals, als Kunigunde und Valentin es miteinander gepuht hatten. Der Henker besah die Bilder auf der Breite des Schwertes, und mit lauter Stimme las er die Geschrift:

Wenn ich das Schwert ihu aufheben,
Dann schenke dir Gott das ewige Leben!

Amen! rief eine Stimme aus der Menge.

Der Meister hob das Schwert hoch in beiden Händen — ein Blitz zuckte herunter — ich schloß die Augen . . .

* * *

So erzählte der Ratsherr und Schwertfegermeister aus dem Burgweg zu Heidelberg seinem Stubenherrn hoch oben auf dem Turmaltan der Heiliggeistkirche. Sie saßen nebeneinander auf dem Bänklein, dem herunterrauschenden Neckar zugekehrt. Das weiße Haar des alten Mannes und die dunkelblonden Locken des Jünglings leuchteten im Sonnenschein. Die Schwalben flogen über ihnen hin und her, und von Viertelstunde zu Viertelstunde raffelte es im Uhrwerk und dröhnte der Glockenschlag.

Johannes hatte seine Erzählung beendet. Jodokus schaute ihn an mit feuchten Augen und griff nach seiner Hand. Da aber der Alte seine Augen geschlossen hatte,

saß Jodokus stille wartend da, derweilen eine Thräne über seine Wange schlich. Als der Meister die Augen aufschlug, drückte ihm der Studiosus die Hand und sagte leise: Ich danke Euch.

Der Meister stand auf, sah nach der Sonne und dann über die Stadt hin und sagte:

Es ist spät geworden. Meine Hausfrau weiß, daß ich mich da oben immer verfinne; aber diesmal hat es gar lange gedauert; ich schätze, daß sie schon eine ganze Weile unten auf mich wartet.

Er trat an das Geländer und schaute hinab. Als er sein Antlitz wieder hob, leuchteten seine Augen auf, und er rief: Nein, sie kommt eben erst.

Er beugte sich über die Schutzmauer und grüßte mit der Hand einem alten Frauchen hinunter, das vom Barfüßerkloster her zur Kirche eilte. Sie hatte ihren Blick heraufgerichtet und dankte nickend und winkend dem Gruße. An der Hand sprang eins ihrer Enkelkinder.

Margarete! sagte der Alte innig vor sich hin. Dann wandte er sich dem Turm zu: Wir wollen ihr entgegen.

Er ging voran. Als sie unter der Glockenstube hinschritten, hielt der Alte den Fuß an und lauschte. Jodokus warf einen scheuen Blick hinauf nach dem Armen-sündenrglücklein. Dann eilten sie hastig weiter; der Student war erbleicht, als ob ihm ein Schauer über den Rücken lief.

Sie stiegen nun langsam die Treppe hinab.

Der Meister war auf der zweitobersten Stufe stehn geblieben und hatte seinem jungen Hausgenossen freundlich zugewinkt. Das sah dieser für ein Zeichen an, daß er wieder reden dürfe.

Was ist aus Kunigunde geworden? fragte er.

Sie hat den Turm nicht verlassen, antwortete Johannes, sich an dem Seile haltend und dann und wann stehn bleibend. Die Witwentrauer hat sie nicht abgelegt. In die Schmiede ist sie niemals mehr gekommen, und ihre Ausgänge hat sie in der Dämmerung gemacht. Ich bin ein unehrliches Weib, hat sie gesagt, und wenn mich die Herrschaft nimmer auf dem Turme duldet, so ist mein Platz da, wo Margarete niemals hingehet: im Winkel zwischen Mantel und Mauer.

Als der Tilly ins Land kam, schafften wir Margareten, ihren Vater und Kunigunds Vater auf den Dilsberg. Dort haben sie die böse Zeit sicher überstanden. Kunigunde blieb während der Belagerung auf ihrem Posten. Durch verabredete Zeichen hat sie dem Kommandanten auf dem Schlosse mitgeteilt, was sie vom Turme aus über den Feind erspähte. Bei der Erstürmung der Stadt ist sie getötet worden.

Wie fand sie den Tod? fragte Jodokus.

Wie ein Soldat, im ehrlichen Streit, durch eine Kugel in die Brust.

Wie wir oben auf dem Turme den letzten Kampf hatten, nachdem die Thore gefallen und die Häuser ringsum erstürmt waren — wie ich dann mit ihrer Leiche in einem Versteck des Kirchenspeichers die Nacht zubachte, und wie am andern Morgen die Jesuiten bei ihrem Einzug in die Kirche uns in ihren Schutz nahmen, das erzähl ich Euch ein andermal.

Er stieß das Pfortlein auf und hielt die Hand über die Augen, geblendet vom hereinflutenden Sonnenschein. Wo sind sie? fragte er, auf das lichte Pflaster tretend, und spähte rechts und links.

Jodokus, der hinter ihm aus der Finsternis gekommen war, sah lächelnd zur Seite und legte zum Zeichen des Einverständnisses die Finger auf die Rippen.

Großvater! Großvater! rief es, und des Meisters Enkelkind sprang aus der Bude des Geschirrhändlers, worinnen es sich versteckt hatte, und es breitete sein

Armlein um die Kniee des alten Mannes. Und jetzt stand auch Frau Margarete auf, die, um plaudernd zu warten, sich auf den Schemel des Geschirrhändlers gesetzt hatte.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Christus und Faust. So lautet der Titel einer Schrift von Hans Marbach mit dem Untertitel „Gedanken über Religion und Sittlichkeit“ (Dresden und Leipzig, Carl Reißner, 1901). Der Verfasser zeigt, wie die Griechen nach der Überwindung des Polytheismus die große Wahrheit gefunden haben, daß der Mensch durch Tugend glücklich werden und trotz aller Ungunst des Schicksals sein Schicksal selbst gestalten könne, wie aber diese Lehre wegen der unüberwindlichen Schwierigkeit der Aufgabe, die sie dem Menschen stellte, das Volk nicht zu ergreifen vermochte; wie die Juden zwar durch das Vertrauen auf den einen durch und durch sittlichen Gott die Schwierigkeit überwinden zu können schienen, doch aber an den furchtbaren Tatsachen des unvermeidlichen Todes und des unausrottbaren Elends scheiterten, und wie ihre Weisen zuletzt auf den Ausweg verfielen, den Tod als Strafe einer ursprünglichen Schuld aufzufassen. Die Lehre von der Erbsünde habe notwendig die Messiasidee erzeugen müssen [die jedoch schon bei Jesajas, mehrere Jahrhunderte vor der Abfassung des Buches der Weisheit vorhanden war]. Jesus habe sich nun als Erlöser bewährt, indem er auf sinnliches Glück verzichtete und das Glück ergreifen hieß, das in der Liebe, in der Thätigkeit für die Mitmenschen besteht. Dadurch erfahre der Mensch zugleich, daß auch Gott, aus dem ja unser Seelenleben quillt, die Liebe sei, und so werde Gott Mensch und der Mensch Gott. Paulus habe die Aufgabe, die Menschen zur Weltentsagung zu bewegen, unlösbar gefunden und sich darum zu einem Kompromiß genötigt gesehen. Da er sich selbst, als Christenverfolger, schwerer Blutschuld bewußt war, so habe ihm die alttestamentliche Auskunft nahe gelegen. Er habe das von dem jüdischen Weisen nur angedeutete Erbsündendogma ausgebaut, obwohl Christus es ausdrücklich verworfen hatte, indem er die Erwachsenen lehrte, sie müßten, wenn sie selig werden wollten, wie die Kinder werden. Paulus habe also die Unfähigkeit des angeblich durch die Sünde verdorbenen Menschen, Gottes Willen zu erfüllen, anerkannt und ihn damit getröstet, daß die den Glauben verleihende Gnade leisten würde, was er selbst nicht vermöge. Auf denselben Ausweg sei durch ähnliche persönliche Erfahrungen Luther geführt worden, als er daran ging, die Christenheit aus dem Buis rabbinischer Sagen, mit denen sie von der Kirche umstrickt worden war, zu befreien. So habe er wenigstens wieder die Bahn frei gemacht. Es habe ihm an konsequentem Denken gefehlt, darum sei er nicht bis zum wahren Sinn des Evangeliums durchgedrungen. Aber „wohl uns, daß Luther diesen Mangel hatte, denn er hätte sonst vielleicht den Mut nicht gefunden zu dem kühnen operativen Eingriffe, der nötig war, um die Menschheit vor dem zu retten, was die priesterliche Hierarchie nach und nach aus dem Christentume gemacht hatte.“ Bis zu Ende sei erst Goethe gegangen. Dieser habe die Entdeckung gemacht, daß der Teufel eine Kraft sei, die, indem sie das Böse wolle, das Gute schaffe, daß er also zur Weltordnung gehöre, gewissermaßen eine Lebensäußerung Gottes sei. Goethe habe sich diesem Teufel ergeben und sei, Arm in Arm mit ihm, ans Ziel, zur